

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925**

223 (26.9.1925) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 26. September 1925

### Nibelungensage und pädagogische Moral

von Curt Amend

Wir Deutschen haben einen verhängnisvollen und gefährlichen Fehler an uns, einen Fehler, der uns namentlich im Auslande höchst unbeliebt macht. Und der besteht darin, daß wir viel zu sehr dazu neigen, alles und jedes Ding moralisch zu betrachten. Und da die moralische Betrachtung immer eine moralische Bewertung ist, führt diese gefährliche Veranlagung unseres Volkes nicht nur zu ganz schiefen und einseitigen Urteilen, sondern auch zu einer gewissen Selbstgerechtigkeit.

Am unleidlichsten ist diese moralisierende Betrachtungsweise auf dem Gebiete der Literatur und der Kunst. Es gibt kein zweites Volk auf der ganzen Erde, das immer wieder so leicht der Versuchung anheimfällt, künstlerisches Werk und künstlerischen Schöpfer auf ein und dieselbe moralische Linie zu bringen und dabei von der Schlussfolgerung auszugehen, daß naturnotwendigerweise ein hervorragend gutes Kunstwerk auch einen hervorragend guten Menschen zum Schöpfer haben müsse. In der Geschichtsschreibung ist es übrigens nicht anders. Wir Deutschen sind nur zu sehr der Meinung, daß ein Staatsmann oder ein Feldherr, der glänzende Taten vollbracht hat, nun auch moralisch ein ganz vortrefflicher Mensch gewesen sein müsse. Und doch ist diese Schlussfolgerung grundtatsächlich absolut irrig.

Z. B. muß ein ganz anderes Urteil herauskommen, je nachdem wir Friedrich den Großen rein intellektuell, ästhetisch als Staatsmann und Feldherrn oder rein moralisch als Menschen betrachten. Noch pädagogischer sind die Beispiele aus dem Reiche der Kunst. Jedem Verehrer Wagnerischer Musik ist zu empfehlen, sich einmal wirklich eingehend mit dem Charakter des Komponisten zu beschäftigen; denn er wird dann sehr bald merken, daß der von ihm als Erhabenheit empfundenen Bedeutung des Werkes eine Kleinheit des Charakters gegenübersteht, die wenig sympatisch anmutet. Und solche Beispiele lassen sich verhandelt finden.

Am schlimmsten aber ist es, wenn der Jugend unseres Volkes gewisse historische Gestalten und gewisse literarische Werke geradezu als pädagogische Vorbilder und moralische Wegweiser ausgenützt werden, Gestalten und Werke, die bei näherem Zusehen für einen solchen pädagogischen Beruf völlig ungeeignet sind und nur darum diesen Ruf lediglich ausüben können, weil sie in das Prokrustesbett der Geschichtslitteratur und Legende gespannt werden. Manchmal ist es aber auch so, daß selbst diese Geschichtslitteratur verfallen muß, und daß sich ganz von selbst die Frage aufwirft, wie es nur möglich sein konnte, Werke als pädagogisch wertvoll hinzustellen, die ihrer Tendenz und ihren Einzelheiten nach einer echten Moral glatt ins Gesicht schlagen.

Eines der schlimmsten literarischen Werke ist in dieser Hinsicht das Alte Testament. Während die fleißige Lektüre des Neuen Testaments jedem Christen und jedem sittlich veranlagten Menschen nur zuträglich sein kann, Gewiß, das Alte Testament enthält zur Hälfte schöne und gewaltige Kapitel, wie sie in der gesamten Weltliteratur nicht mehr zu finden sind. Aber zur anderen Hälfte ist es voll von Unflätigkeiten und voll von so furchterlichen Offenbarungen menschlicher Rohheit und Grausamkeit, daß man auch als erwachsener Mensch

förmlich entsetzt davor zurückschauert. Wenn der Schaden, den die Lektüre dieser Kapitel in jugendlichen Gemütern anrichten muß, noch nicht so groß ist, so liegt das wohl daran, daß eben doch nur ein sehr geringer Bruchteil unserer Jugend das Alte Testament in der Übersetzung des Urtextes liest.

Ein moralisch ebenso gefährliches Werk ist die Nibelungensage bzw. das Nibelungenlied. Und gerade jetzt, wo der große Nibelungenfilm Millionen von Menschen diese Sage vertraut macht, ist es angebracht, über ihren moralischen Gehalt ein paar Worte zu sprechen. Denn, mögen wir immerhin das Nibelungenlied als poetische Leistung zu den erlesensten Schöpfungen der deutschen Literatur rechnen, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß es in der ganzen Weltliteratur kaum eine andere Sage gibt, die sich inhaltlich so sehr in Mord, Mord, Mord, Verrat erschöpft, wie diese.

Das einzige moralische Plus ist die sogenannte „Nibelungentreue“, eine Treue, mit der wir heutigen nichts mehr anzufangen wissen, da sie dem Geist einer längst verklungenen Zeit, der mittelalterlichen Feudalzeit, entspricht. Sie ist die Mannentreue, die Treue, die der Lehnsherr dem Vasallen (Lehnsmann) und der Vasall dem Lehns herrn schuldet. Und dieser Treue hatte sich nach den damaligen moralischen Begriffen jedes andere Gefühl, und sei es auch das Gefühl geschwisterlicher oder väterlicher Liebe, unterzuordnen. Es ist klar, daß eine solche Treue gewiß nicht mehr zeitgemäß ist und zudem mit den ewigen Gesetzen der Sittlichkeit, zumal aber den christlichen Sittengesetzen, absolut nicht übereinstimmt.

Aber abgesehen davon: was bleibt sonst noch sittlich Erfreuliches in dieser ganzen Nibelungensage (und auch im „Ring des Nibelungen“ von R. Wagner) übrig? So gut, wie nichts! Dagegen sind alle Dämonen der Hölle entfesselt, und alle, auch die schlimmsten Laster, wälten frei. Blutschande, Unzucht, Mord, heimtückischer Verrat, gegenseitiges Abschachten, eitle Schwägerei, gemeine Intriguerie und rühmrediges Prahlerei, das sind die moralischen Hauptbestandteile dieser Sage, dieser Sage, die mit ihren beiden Helden, Siegfried und Hagen, ganz zu Unrecht jenem anderen Sagenkreis, der wirklich starke sittliche Blicke aufweist und nicht minder interessant ist, dem Sagenkreis um Dietrich von Bern, vorgezogen wird. Wer sich der Tatsache, daß die Nibelungensage ein Sammelsurium abschleuester Untaten und gräßlichster Laster darstellt, noch nicht bewußt geworden ist, der wird durch den Nibelungenfilm darauf gestoßen. Und diesen Film hat man „dem deutschen Volke zu eigen“ gewidmet! Und jeden Abend sitzen Hunderte von deutschen Zünglingen und Mädchen und sehen zu, wie sich hier eine Welt von Niedertracht und Habgucht, Mord und Gemeinheit vor ihnen entkült.

Man muß sich nur einmal ein paar Minuten lang diesen Siegfried so vor Augen stellen, wie er wirklich moralisch beschaffen ist. Was kommt dann heraus? Ein junger Schlagetot, der sinnlos kämpfend durch die Wälder zieht, sich heute dem, morgen jenem verbündet, ohne dabei nach seiner königlichen Würde zu fragen, seine Verlobte treulos verrät und aus Verliebtheit dem künftigen Schwager die unwürdigsten Dienste leistet, Dienste, deren sich ein jeder Gentleman bis ins tiefste Innere schämen würde. Und dann kann dieser Siegfried noch nicht einmal den Mund halten: als richtiger Schwäger erzählt er seiner Frau Dinge, die, wenn sie sich schon

ereignet haben, doch niemals rufbar werden durften. Die Geschichte der Hochzeitsnacht Brünnhilds und Gunthers ist von einer solchen Schläpfrigkeit, daß sie für die frivolste französische Sittenkomödie ausreichen würde.

Daß dieser König Gunther ein ausgemachter Trottel ist, daß Hagen als der schuftigste Mordelender durch die Weltliteratur schreitet, daß diese Kriemhild von weiblichem Empfinden so gut wie nichts, von der Grausamkeit einer Sabinin aber so ziemlich alles hat und den Sexualpathologen mehr interessieren sollte, als den Freund der Poesie, daß die bewegenden Gefühle aller dieser Menschen mit wenigen Ausnahmen nur Mordlust und Rachgucht, Habgier und Eitelkeit sind, das drängt sich dem Beschauer gerade bei dem Film in geradezu aufreizender Weise auf. Das Tollste aber ist es, daß uns zugemutet wird, denselben Hagen, den wir im ersten Teil als einen ganz feigen und hinterlistigen Mörder verachten lernten, im zweiten Teil als den alles überragenden Helden zu verehren; in diesem zweiten Teil, in dem eigentlich überhaupt nur noch gemordet wird.

So sieht der Nibelungenfilm, moralisch betrachtet, aus. Wer ihn und die ihm zugrundeliegende Sage zu Zwecken innerer nationaler Erneuerung verwerten will, der verflucht sich damit an unserem Volke. Und man kann unserer Jugend nur nachdrücklich raten, diesen ganzen Zauber lediglich ästhetisch zu betrachten, als eine wilde Abenteuergeschichte, welche die Nerven erregt, das sittliche Gefühl aber unbefriedigt läßt. Der rein künstlerische Wert des Films ist übrigens bedeutend. Und man kann es verstehen, daß gerade dieser Film auch im Ausland bewundert wird. Im Ausland wird seine Moral aber sicherlich keinen Schaden anrichten. Diese Moral besteht nur bei uns selbst, weil wir eben nur zu sehr geneigt sind, das, was uns ästhetisch oder künstlerisch imponiert, auch moralisch auf uns einwirken zu lassen!

### Zu Spitzwegs 40. Todestag

(Am 23. September.)

Von Hermann Uhde-Verlags.

Eine ausgezeichnete Eigenschaft Spitzwegs ist hier zu erwähnen. Sie ist vor allem dem Landschaftler glücklich zustatten gekommen: sein Gedächtnis für die Eindrücke angefaßt der Natur. Was bisher über den Künstler geschrieben wurde, geht von der Lebendigkeit seiner Phantasie aus, und man kann in den Aufsätzen, die über Spitzweg erschienen sind, je nach der Ansicht der betreffenden Verfasser als Ruhm oder Vorwurf lesen, seine ganze Kunst sei von seiner Phantasie abhängig gewesen. So wichtig nun auch die Fähigkeit Spitzwegs, den „Kribskrabs der Imagination“ zu ordnen und zu verlebendigen, für seine Kunst gewesen ist — wir erinnern an die Anekdote über die nicht besuchte Theatervorstellung — und so sehr es notwendig war, diesen vorzüglich mitbestimmenden Teil seines Arbeitens hervorzuheben, nicht immer ist er der Meinherrschler gewesen. Die Ungenauigkeit der Unterscheidung beruht auf der Überlieferung, daß Spitzweg nur im Atelier gemalt hat.

\*) Aus: Karl Spitzweg. Des Meisters Leben und Werk von Hermann Uhde-Verlags. Mit 204 meist ganzseitigen, zum Teil farbigen Abbildungen. 9. Auflage, Delphin-Verlag, München.

### Auf den Spuren Romeo und Julias in Verona

Ich erinnere mich vor ungefähr 20 Jahren eine Auf-führung von Shakespeares Trauerspiel „Romeo und Julia“ im Deutschen Theater in Berlin gehört zu haben, die mir durch ihre künstlerisch vollendete Wiedergabe einen unaussprechlichen tiefen Eindruck hinterließ. Alle, auch die kleinsten Rollen waren mit den besten Schauspielern besetzt; Nebenrollen gab es an diesem Theater nicht, auch keine sogenannte „prominente Schauspieler“, wie sie heutzutage halbtot zwischen Kunst und Kino hin und her pendeln, dafür aber ein trefflich aufeinander eingestimmtes, aufeinander abgestimmtes Ensemble. Joseph Kainz und Agnes Berna, unvergesslichen Angedenkens, spielten damals die Eitelrollen, und die unergleichen Sprachbehandlung, um nicht zu sagen Sprachmusik, mit der gerade diese beiden Künstler, besonders in der großen Liebeszene, des Dichters wunderbare Worte zum Klingen und Leben brachten, tönte lebhaft mir in der Erinnerung wieder, als ich heute voll freudigsten Genußes die Straßen und Gassen, Plätze und Höfe in Verona durchstreife.

Wer da freilich vermeinte, in dieser Stadt auf Schritt und Tritt in poetischer Weise auf die Spuren des berühmten unglücklichen Liebespaars zu stoßen, wird sich stark enttäuscht und recht ernüchtert fühlen.

Shakespeares Drama baut sich ja in der Tat auf die geschichtlichen Ereignisse aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, auf die lange erbitterten Kämpfe der beiden berühmtesten Veroneser Adelsgeschlechter, Montecchi und Capuleti

auf, der Shakespearesche „Escalus, Prinz v. Verona“ ist Bartolomeo della Scala. Das Geburtshaus der Julia Capulet in der Via Sebastiano, verhältnismäßig einfach im Vergleich zu vielen anderen Palästen der Stadt, ist noch bekannt und erhalten, wenigstens der Balkon, auf dem die berühmte Liebeszene sich abgepielt haben mag, nicht mehr vorhanden zu sein scheint, Romeros Wohnung zu finden, ist mir indessen leider nicht gelungen.

Wenn sich nun der wissenschaftliche Kunstfreund an der Sand irgend eines Reiseführers anschaut, die letzte Ruhestätte von Romeo und Julia aufzusuchen, so stehen ihm mancherlei merkwürdige Überraschungen bevor. Der Weg führt ihn an den hochragenden ehemaligen Festungswerken vorbei in eine eintönige, elende Vorstadt und aus genauer Ortskenntnis oder angepanntester Aufmerksamkeit kann man an einem unscheinbaren Haus die kleine Tafel entdecken: „Lomba di Giulietta“. Aber einen großen öden Hof, an langen Pferdeställen der tierärztlichen Schule vorbei gehts zu einem Tor, das zu dem ehemaligen Franziskaner-Kloster gehörte. Ein kleiner, ungemünzter stimmungsvoller Hof, von Hydranten und blühenden Oleanderbüschen geheimnisvoll umgeben, tut sich unvermutet auf, aus dessen Hintergrund eine schöne Shakespearesche Hofe auf hohem Sockel sich wirkungsvoll abhebt. Und unter einer von Säulen getragenen, reich umspannenen gieslichen Marmorbalkustrade liegt in seiner unteren Hälfte noch wohlerhaltener, einfacher, mächtiger Steinsarg, der seiner Zeit die sterblichen Überreste von Romeo und Julia gemeinsam aufgenommen haben soll. Und heutzutage ist dieser Sarg angefüllt von — Visitenkarten, wohl auch von verwelkten Blü-

men, die begeisterte Besucher dort zu hinterlassen für nötig fanden: die wirklich tiefe Stimmung des Ortes und seiner malerischen Umgebung wird grausam zerstört durch eine solche, vielleicht gut gemeinte, aber peinlich äußerlich wirkenden Banalität.

Voll zwiespältiger Gefühle verläßt der Besucher diese merkwürdige Stätte und wendet sich wieder nach der Stadt Verona zurück, in der wohl auch heutzutage noch ebenso viel, aber anscheinend weniger unglücklich geliebt wird, als zu Romeo's und Julia's Zeiten.

August Richard, Heilbronn a. N.

Der Stein der Weisen und das Perpetuum mobile waren das Ziel der Alchimisten und Geheimwissenschaftler im Mittelalter. Die soeben erschienene 7. Lieferung des „Kleinen Brockhaus“ bringt uns heute eine alte Abbildung eines geplanten Perpetuum mobile, jener Maschine, die ununterbrochene Arbeit ohne erneuerte Antriebskraft leisten soll: Ein Mühlrad, über das Wasser fließt, welches durch eigene Kraft wieder gehoben wird, um wieder über das Mühlrad zu fließen. Auf diese Weise soll ein ewiger Kreislauf des Wassers und infolgedessen eine unausgesetzte Bewegung des an die Mühlradwelle angeschlossenen Schleifsteins hervorgerufen werden. Heute wissen wir, daß das Perpetuum mobile eine Unmöglichkeit ist, und daß der Gedanke, es zu konstruieren, auf einer Unkenntnis der Naturgesetze beruht. Die neue Lieferung des „Kleinen Brockhaus“ weiß uns auch sonst viel Interessantes zu berichten. Eine Übersicht über die Entwicklung der Musik und der Oper geben uns ein klares Bild des ganzen Werdegangs des Tonreiches, dessen überlieferte Anfänge bis weit ins Altertum zurückgehen. Bislang sind zwei reichhaltige Bildtafeln in zum Teil farbiger Ausführung; die Tafeln warnen vor den giftigen Pilzen, die ektoren werden vor den ungenießbaren aber harmlosen Pilzen

Dann wäre im Sinne der Gegenwart also seine ganze Kunst nicht viel mehr als ein Arrangement, das etwa auch nur durch sein kleines Format äußerlich vor der Defor-  
mation bewahrt worden wäre? Schon die Rücksicht auf die eben erwähnten Bilder, die Terrasse, die Schauspiel-  
gesellschaft verbietet den Einwurf. Aber Spitzwegs Kunst gibt uns mehr. Für den Landschaftler ist gewiß das Übermaß von Phantasie eine schwere Hinderung. Ist die Neigung zur Romantik eine Verführung zu defo-  
rativer Nebenabsicht, zum Arrangement. Eben dadurch, daß Spitzweg auch Sachlichkeit besaß und über ein für alle Einzelheiten getreues Gedächtnis verfügte, blieb er im steten Verhältnis zur Natur, blieb bei den reifen Werken seiner Landschaftsmalerei vor der Gefahr bewahrt, daß seine Phantasie in Phantasterei ausartete. Der Meister der „Schauspielergesellschaft“ wird sogar vielleicht einmal als Landschaftler am höchsten gestellt werden.

Gewiß, seiner Kunst Überzeugungskraft geht grund-  
sätzlich auf die Stimmung, auf das Leben des Waldes, nicht auf seine organische Individualität. Der Roman-  
tiker hat den Pinsel geführt. Es wird uns aber dabei nichts erzählt, und wir haben nichts zu vernehmen. Die scheinbar vorwiegende Staffage ist malerische Freude, Farbensehnsucht, seine Genre-Landschaften als Bühnen-  
bilder, im erwähnten Sinne der „Serenade“ kommen wohl vor. Aber sie überwiegen keineswegs. Und die Romantik hantiert nicht mit Donner und Blitz, mit schmerzhaften Stimmungen und rauschenden Defor-  
mationsgewalten. Sie kokettiert auch nicht mit sentimentalen Gedanken, oder mit religiösem Gefühl. Man muß selbst ein besonderes, eigenartig freundschaftliches Ver-  
hältnis zum Wald als der schönsten Domäne des großen Rän haben, um Spitzweg nachzugehen. Die Heimlich-  
keit, so lautet vielleicht der bezeichnende Ausdruck, in dem schönen Doppelsinn von heimlich und daheim. Ein stiller Trummer muß der alte Junggeselle gewesen sein, das fühlen wir am deutlichsten aus seinen Waldland-  
schaften. Es steckt jenes Jögern darin, das beim lang-  
samem Gehen auf dem moosigen Boden über das Knarren der Äste erschrickt, jenes Suchen nach dem Gottesfrieden, das Märchenglauben und ethische Größe verbindet, und in dem Gefühl für das Schöne an sich ein höchstmah-  
menhaftes Vergnügen empfindet.

Wenn Spitzweg aus seinem Fenster hinüberschaute zu dem blauen Bergestreifen am Horizont der weiten bayerischen Hochebene, wie er es täglich tat, holte er sich aus der Erinnerung hervor Wald und Dorf, Wiese und Gai, und so scheint manches der ganz kleinen, häufig auf Zigarrenbrettern gemalten Landschaften wie ein Blatt aus dem Kapitel der schönen Wanderjahre. Diese anspruchslosen Kostbarkeiten des Spitzwegschen Ateliers sind keine Miniaturen. Das leuchtende Email, die warme Farbenfreudigkeit so mancher anderer Werke wird hier sehr selten in der kunstgewerblichen Reizung eines Malers verwendet. Nur da, wo Spitzweg auf Diagonalen wandelt, wo der beabsichtigte Romantik zuliebe ein Verzicht zum Kompromiß wird, kommt die technische Sicherheit zunächst in Betracht. Man könnte von einer materiellen und einer immateriellen Landschaftsmalerei Spitzwegs sprechen. Mit der letzteren nimmt er in der Entwicklungsgeschichte der Münchener Landschaftsmalerei etwa zwischen Schleich und Aler eine Sonderstellung ein; mit der ersteren streift er vor Böcklin Gebiete, die wie romantische Zergärten im Märchenwald liegen, und in die sich Spitzweg nicht

unterschieden. Ein Kapitel über die Geschichte Polens gibt uns ein Bild von dem Auf und Nieder der Schicksalskurve dieses an Naturgütern reichen Landes. In dem Artikel über die nordische Mythologie tritt uns die ganze germanische Götterwelt entgegen. Meteorologische Tafeln erwecken das Verständ-  
nis für die Wettervorhersage und Naturbeobachtungen. Jedem bringt die Pflanzung wieder etwas Neues; sie läßt, wie die vorhergehenden, erkennen, daß der „Meine Brodhaus“ ein unerschöpflicher Quell des Wissens ist.

Der uneheliche Goethe. Es ist bekannt, daß Goethe zu-  
weilen seinen Mitmenschen gegenüber sehr steif und sogar unförmlich sein konnte. Von dieser seiner weniger erfreu-  
lichen Seite lernte ihn auch der Komponist des „Fischerhüt“, Karl Maria von Weber kennen. Eine Anekdote über die Begegnung Webers mit Goethe findet sich in dem von Dr. O. Hellingshaus herausgegebenen Buche „Karl Maria von Weber“ (Verlag Herder, Freiburg i. Br.; geb. M. 4.-),  
worin darüber erzählt wird: „Mit des Herzogs Empfehlung an die geistvolle Großfürstin Maria Paulowna, die Tochter des russischen Kaisers Paul und Gemahlin des Erbprinzen Karl Friedrich von Sachsen-Weimar, reisten Weber und Wärmann Ende Januar 1812 nach Weimar. An einem der Abende, die sie zwanglos bei der Großfürstin zubrachten, als Weber gerade mit Wärmann musizierte, trat Goethe in den Saal. Kaum die Künstler beachtend, unter-  
hielt er sich laut und rüchsisch mit einer Hofdame, und nach Beendigung der Musik begnügte er den ihm vor-  
gestellten Weber sehr kurz, fragte nach Kochliß und ver-  
ließ dann die Gesellschaft. Mit Recht fühlte sich Weber durch diese Mißachtung verletzt.“ Ja selbst auf dem Gipfel seines Ruhmes erging es Weber nicht besser. Als er im Juli 1825 in Weimar weilte, hatte ihn August Goethe über-  
redet, seinen großen Vater zu besuchen. Aber durch Fester gegen ihn eingenommen, „ließ ihn Goethe“, wie in dem-  
selben Buche erzählt wird, „lange im Vorzimmer warten und sogar ein zweites Mal nach seinem Namen fragen. Als Weber endlich eintreten durfte, empfing er ihn mitten im Zimmer stehend, lud ihn mit vornehmer Handbewegung zum Sitzen ein und stellte dann, ohne über Musik oder gar über seine eigenen Kompositionen zu sprechen, einige un-  
bedeutende Fragen über Dresdener Persönlichkeiten, und nach einer Viertelstunde erhob er sich, zum Zeichen, daß die Audienz beendet sei und eine Andeutung, daß er seinen Besuch nicht höher einschätze als den so vieler unbedeutender Schriftsteller und Künstler, die täglich sein Haus umlagerten. Weber fühlte sich Weber schwer gekränkt, und leidenschaft-  
lich sprach er sich darüber aus.“

ungerne Verlor, um als Maler zu fabulieren. Wer hier bleibt seine Kunst Illustration. Dort also Unterdrückung aller Regungen der Phantasie und darum hier, wo er sich frei bewegte, ein Übermaß! Was sich bei den Figurenbildern als Marionettentheater hinzieht, wird hier entsprechend der Parallelwirkung zur Spielerei mit Farben, die man in Spitzwegs Werk lieber vermied.

## Ferdinand Kürnberger

Sprache und Zeitungen

(Schluß)

Mit einer andern Phrase macht sich der Journalis-  
mus als Kunstkritiker bequiem. Wir meinen die Phrase: ein schönes Streben. Was ist heutzutage gangbarer als diesem und jenem Künstler ein schönes Streben nach-  
zurufen, sein schönes Streben zu loben, ihm ein schönes Streben zu bezeugen etc.? Die Kunstsprache früherer Kritiker kennt diesen Ausdruck nicht: selbst Goethe, der doch ganze Generationen zu beurteilen hatte, braucht ihn kaum zwei oder dreimal. Heutigen Datums aber ist er landläufig. Wir halten das für ein betäubendes Zeichen der Zeit. Es muß eine Zeit des Marasmus, der byzantinischen Greisenhaftigkeit sein; es muß ein gewisses Bewußtsein von Unfähigkeit und Ohnmacht durch die Gemüter schleichen, wenn in der Kunst, die vom Können sich nennt, das bloße Streben zugerechnet wird. Wie, haben wir uns oft gefragt, will man sich wirklich mit dem Streben begnügen? Will man dem Streben im Ernste die Würde und das Verdienst des Machens zuerkennen? Was ist schön am Streben, wenn nicht das richtige und ent-  
sprechende Verhältnis zu einer Tat? Wenn ein Lapp-  
länder das Streben hätte, auf seinem Grundstück Orangen zu ziehen, wäre das auch ein schönes Streben? Das Streben ohne Frucht ist also unmöglich ein schönes, vielmehr ein krankhaftes, eitles; das fruchtbare Streben aber ist über den Ausdruck hinaus: es ist ein Erreichen, ein Fertigmachen, es ist eine Tat. Was heißt also: ein schönes Streben? Heißt eine Tat? Nein, denn sonst würden wir dem Läter die Tat rüh-  
men. Heißt ein Tun-wollen, aber nicht Können? Es scheint so. Oder heißt's nicht einmal ein Tun-wollen, sondern nur ein Haschen nach dem Effekt, ein Geizen nach dem Gewinn, ein Jagen nach der Ehre der Tat, ohne daß man überhaupt etwas tun wollte? Es scheint noch mehr so. Das schöne Streben wäre also eine jener Phrasen, womit die Presse das Virtuositentum, oder vielmehr, da der ausgemachte Virtuos ungleich stärkerer Kost bedarf, die Brut des Virtuositentums, die zarte Jugend der künstlichen Augenblicke pflegt. Das schöne Streben vertritt demnach auf den Kunstpässen die Rubrik der Polzeiwörter. Besondere Kennzeichen — keine. Die Charakterlosigkeit, die undefinierbare Mittel-  
mässigkeit, die Abwesenheit irgend eines bestimmten Kraftausdrucks, kurz alles was sonst Halbheit, Schwäche, Unfertigkeit, Dilettantismus, Nihilismus, hieß, das soll unter der Empfehlung eines schönen Strebens endlich dreister auftreten dürfen. Wir vernahren uns dagegen! —

Mit den obigen Phrasen im direkten Widerspruch steht die Phrase: eine Mission haben. Mission heißt Sendung und zwar Sendung von Gott. Moses hatte eine Mission, die Jungfrau von Orleans hatte eine. Aus der Heiligenphrase ging das Wort in die Profan-  
sprache über und zwar für große und erhabene Ver-  
anlassungen. Der Journalismus endlich tilgte auch diese letztere Bedeutung daran; in seinem Streben, den Tag möglichst interessant zu machen, beehrt er alles beim Tag und der Stunde Beschäftigte mit dem Kompliment, daß es eine Mission habe. Seltam; während der Mensch die Dinge nicht mehr erzeugt, sondern nur noch vertritt, während er keine Tat mehr hat, sondern nur noch ein schönes Streben, wird ihm dann nachgetrieben jede Bagatelle zur Mission. Im Munde der Zeitungen hat der moderne Mensch keinen Beruf, keine Pflicht, keine Arbeit mehr, sondern er schwimmt in Missionen. Aber wie komisch, wenn ein Legationssekretär dritten Rangs eine Mission nach Gladstingen hat, oder wenn ein Sängerin durch einen Schnupfen ihrer Mission entzogen wird, oder wenn ein Dorfgeschichts-  
schreiber im Drama seine Mission verfehlt und in der Rub- und Dichtungsprose seine Mission erfüllt usw.!

Der Ausdruck Beruf ist also mit Mission offenbar schlecht überjert. Was aber sollen wir dazu sagen, daß in allen Diktionsbüchern der Zeitungsredaktion zu deutsch gewinnen heißt? Eine wunderliche Uebersetzung! Indem wir sie zu begreifen suchten, war unser erster Gedanke, man überjert vielleicht so in seltenen und ausnahmsweisen Fällen, in Fällen, wo wirklich ein auszeichnender Grad von Höflichkeit „angezeigt“ ist. Man sagt für engagieren gewinnen, etwa von einem großen bedeutenden Künstler, welchen gleichzeitig viele zu engagieren wünschen, so daß derjenige, der ihn wirklich engagiert, in der Tat wie der glückliche Gewinner eines Treffers zu betrachten ist. Aber dem ist nicht so. Nicht bloß das Beste, alles wird „genommen“. Die obkürzten Namen werden gewonnen, frische und ausgelegene Stimmen, neue und abgespielte Komö-  
dianten. Auch gut. Im Grunde ist es so mißbräuch-  
lich nicht; jeder Mietkontrakt zielt auf Gewinn; jeder der ein Engagement anbietet, hofft zu gewinnen. Also schreiben wir statt engagiert, gewonnen werden. Aber schreiben wir's konsequent; schreiben wir auch: die Köchin ist von ihrer Frau, der Schneidergehilfe von seinem Meister gewonnen worden. In der Tat dürfte

eine gute Köchin viel schwerer zu gewinnen sein als ein Hüßler und Schreier. Nicht doch, sagt ihr, man will der Kunst die Ehr geben. Wirklich? Wir wollen sehen! Zeigt uns also gefälligst das Zeitungsblatt, auf welchem gedruckt steht: Die Nibelungen von Gebbel sind dort und dort zur Aufführung gewonnen worden! Und die Nibelungen von Gebbel gehören doch ein Klein wenig in die Kunst, nicht wahr? Ihr errödet? Wo! wir stehen also vor einer jener Zeitungsphrasen, welche die Gedankenlosigkeit, nicht eine durchdachte und an-  
ständige Absicht kriert hat. Traumen werden nicht ge-  
wonnen! Ein Drama wird nur schlecht und recht an-  
genommen. Annehmen hat zum Gegenpart Abweisen, und eine fatale aber unausbleibliche Nebenwirkung nötig ist, bei dem einen auch das ander: zu denken. Zu denken? nur zu denken? Er doch, man schreibt es ja ausdrücklich! Man schämt sich nicht zu schreiben: Gebbel's Nibelungen sind von dem Hoftheater in Kuth-  
schnappel zurückgewiesen worden. Zurückgewiesen! Psui über das gedarmenbafte, bettelvogtmäßige Wort in der Kunstsprache! Wenn schon ein Drama nicht gewonnen wird, kommt ihr nichtagen, es wird erworben? Und könnt ihr nicht sagen, es wird abgelehnt, statt zurück-  
gewiesen?

Jedermann fühlt, wie weit wir diese Proben der journalistischen Sprachfabrik noch fortführen könnten. So, vielleicht nimmt sich ein aufmerksamer Leser in der Provinz, der seine Zeitung wirklich noch liest, nicht bloß durchfliegt, nach dieser Anregung die Mühe und notiert sich einmal aus dem Laufe seiner Jahrgänge alle sprachlichen Neubildungen, die ihm nach und nach auffallen. Der Mann dürfte schöne Silbersterne zu feiern! Er dürfte die Entbeduna machen, daß ihm von der Sprach- Goethe's und Lessing's Jahr für Jahr ein Stück abhanden gekommen ist.

Man mißverstehe uns nicht. Das Prinzip, welches diesen Neuerungen zugrunde liegt, seihen wir keineswegs an. Die Zeitung bedarf ihre eigene Redeweise; wir gestehen ihr das zu. Stets neu, stets interessant, stets waschen, wichtig und alarmierend wie sie ist, sein muß und sein will, spricht sie die Sprache der Auf-  
regung. Stets fatiguiert, stets enttäuscht, stets um Erfolge und Ziele, ja oft uns Dasein betrogen, stets slavisch im Tode, mit Schnellpressen und Se-  
maschinen, mit Posten und Telegraphen stets im Wett-  
rennen, spricht sie aber auch die Sprache der An-  
spannung. Drittens spricht die Zeitung, die mit der ganzen Mittelwelt mitleben, und um Einfluß zu haben, auf gutem Fuß mit ihr stehen muß; die das Vortref-  
liche nur selten, dagegen das Schlechte und Mittel-  
mäßige als Regel, als Tuch und Unterfutter des Jahrhundert's sieht, die Sprache der Schamung; der Höflichkeit. Auf dieses dreiteilige Schema ungefähr wird sich alles zurückführen lassen, was von neuerungs-  
süchtiger Eigentümlichkeit den Zeitungsstil kennzeichnet, was seine Phrasologie motiviert. . . .

Wir haben den Journalismus in seiner Einwirkung auf die Sprache mit dem Sauerstoff in der Luft verglichen. Aber ein Unterschied ist doch. Der Sauerstoff ist eine blinde Naturkraft und Journale werden von bewußten Vernunftkräften geschrieben. Sie können aufpassen auf das was sie tun, sie können zerstören und aufbauen mit freier Wahl.

Mög' euch denn das Bewußtsein eurer Mission — einer wirklichen Mission! — keinen Augenblick ver-  
lassen. Hüter der Sprache, Schreiber der Sprache! Bedenkt dieses: Vor einem gutgehaltenen Parte steht das Plakat: „Es wird höchst erucht, nichts abzureißen und zu beschädigen.“ Den Bestand eines Fortes hütet das Waldverbotgesetz und der Zerstörer, welcher Mut-  
willen übt, oder durch sein unvernünftiges Vieh Mut-  
willen üben läßt, wird empfindlich bestraft. Der Wald und Garten der Sprache schirmt — nichts! Er ist einer gänzlichen Disposition überlassen. Kein Sand- und Fuß-  
eisen bestraft eure Unanstreben, nicht einmal ein höl-  
zerner Pfahl steht da mit einer polzeilichen Bitte. Wehrlos ist auch die Sprache preisgegeben, wie nie ein Volk seinem Despoten, eine Sklavin ihrem Herrn über-  
liefert war. Nichts beschränkt euren Mißbrauch, wenn auch die stumme Schönheit nicht rührt, welche aus Lessing's und Winkelmann's Schriften, aus Goethe's und Schiller's Kunstwerken den Gruß heimatlicher Ehren auch entgegenbringt. Geht mit eurer Sprache um, wie mit eurer Ehre! Verleidet dem Sohn des Jahr-  
hundert's den Genuß eurer neuen Ideen nicht durch eure neuen Barbarismen. Bedenkt, daß das Neu: schon an sich genug der Widerjacher hat, wolt ihr auch jene Gemüter zurückreden, welche eure Neuerungen aus bloßer — Keimlichkeitsliebe zurückweisen? Wolt ihr zu euren zeitigen und politischen Feinden auch noch ästhetische haben? Diese Gefahr aber liegt gar nicht so fern. Wir sind bald hier bald dort feinfühligem Gemütern begegnet, welche sich das Zeitungslesen abge-  
wöhnt haben aus Abscheu vor dem modernen Zeitungs-  
jargon. Auch der Sprachsin hat seine Empfindlichkeit wie ihn der Behörinn gegen falsche Noten hat. Aber nur ein Operndirektor ist in der Lage, heute einen Mozart und morgen einen Richard Wagner aufzu-  
führen, um sowohl die Harmonischen als auch die Dis-  
harmonischen zu befriedigen. Die Zeitungsprache da-  
gegen kann nicht heute für Klassiker und morgen für Barbaren schreiben. Sie muß Partei ergreifen. Und entscheidet sie sich für die Partei der Barbaren, so gibt es im Parteidienst fernerhin keinen Stillstand und keine Mäßigung, sondern sie wird es in Kurzem dahin gebracht haben, — daß das Deutsch Lessing's und Goethe's aufhört eine lebende Sprache zu sein!